



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

*: Levin Schückings Lebenserinnerungen.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

vornherein zum Universitätsstudium zu machen, erscheint mir unzweckmäßig. Es würde nur eine größere Einseitigkeit der Beamten dadurch herbeigeführt werden, ohne daß eine Garantie für deren praktische Befähigung gewonnen wäre. Eine gründliche wissenschaftliche Bildung ist dem Bibliothekar unter allen Umständen nötig und kann nur durch ein Universitätsstudium gewonnen werden, das nicht durch Heranziehung zu vieler verschiedenartiger Disziplinen beeinträchtigt wird. Dagegen läßt sich die Ausbildung des Bibliothekars als praktischen Verwaltungsbeamten nur in der Bibliothek und deren Dienste erreichen, und alles theoretische Vorstudium wird wenig zur Erlangung jener Eigenschaften beitragen. Zu diesem hat auch der nach erfolgter Promotion zugelassene Praktikant noch hinlänglich Zeit und Gelegenheit. Mit Hilfe der ihm zu Gebote stehenden einschlägigen Literatur kann er sich, wie das bisher ja auch jeder mußte, die notwendigen Kenntnisse verschaffen. In keiner andern Lage ist auch der angehende Richter, der neben seiner amtlichen Beschäftigung in allen juristischen Disziplinen durch Privatfleiß die Lücken in seiner wissenschaftlichen Ausbildung für das Staatsexamen ausfüllen muß. Besser und leichter für den zukünftigen Bibliothekar wäre es allerdings, wenn einem der ältern Beamten die Verpflichtung obläge, die sich zur Prüfung vorbereitenden Kandidaten in den verschiedenen Gegenständen der Bibliothekswissenschaft und -technik theoretisch zu schulen und ihnen Aufgaben zur Bearbeitung zu stellen. Aus diesen mehr privaten Anfängen könnte dann allmählich ein solches Institut erwachsen, auf welchem Unterricht in bibliothekarischen Dingen ex professo erteilt wird, wie es Herr Oberbibliothekar Dr. Hartwig im Zentralblatt für Bibliothekswesen (II 244) vorschlägt. Es wären dann dafür nicht nur bereits die nötigen Erfahrungen gesammelt, was und wie an dem Institute zu lehren ist, sondern zugleich auch eine Anzahl von Lehrkräften vorhanden, die nicht unvermittelt in eine ihnen ganz neue Lehrthätigkeit einzutreten hätten.

Münster i. W.

Karl Kochendörffer.



Levin Schückings Lebenserinnerungen.



ie Grenzboten haben bald nach dem Tode Levin Schückings einen eingehenden, die besondre Entwicklung und literarische Stellung dieses Schriftstellers würdigenden Aufsatz veröffentlicht (1883, Nr. 43), in welchem mehrfach auch auf die „Lebenserinnerungen“ hingewiesen war, mit deren Veröffentlichung Schücking in seinen letzten Lebensjahren begonnen hatte. Diese Selbstbiographie ist nun soeben unter dem Titel Levin Schückings Lebenserinnerungen (Breslau, Schottländer) auch als selbständiges Werk erschienen.

Es ist ein buntes und in mehr als einer Beziehung lehrreiches Leben, welches der ehemalige Feuilletonredakteur der „Kölnischen Zeitung“ in nicht allzubreiter Weise, aber auch nicht ohne Behagen an einigen besonders eigenartigen Epifoden erzählt. Die einzelnen Kapitel, überschrieben „Die Knabenzeit“, „Jugendleben“, „Am Bodensee“, „Am Mondsee“, „Am Rhein“, „In Augsburg“, „Karl Gutzkow“, „Ostende“, „Köln“, „Paris“, „Chr. von Stramberg“ und „Rom“, sind nicht alle von gleicher Frische und Sorgfalt der Ausführung, aber alle enthalten lebendige Bilder eines wechselvollen Daseins und Zeugnisse eines Sinnes, der sich auch unter erschwerenden und ernüchternden Umständen die innere Poesie und die arbeitsfrohe Teilnahme an den Dingen gewahrt hat. Levin Schücking gehörte durchaus zu den Naturen, welche dem Berufsschriftstellertume Ehre und nur Ehre gemacht haben, obgleich ihm peinliche Einwirkungen der Notwendigkeit, schreiben und immer wieder schreiben zu müssen, keineswegs erspart geblieben sind.

Schon die Bühne, auf der Schückings Lebensschauspiel begann, war eine durch und durch eigentümliche. Seine Eltern stammten aus Münster, die Familie war eine alte und angesehenere des münsterschen Hochstifts, sein Vater aber saß nach der Teilung des alten Fürstbistums in Schloß Clemenswerth als hannoverscher Amtsrichter im verlorensten und unzugänglichsten Winkel des ehemaligen deutschen Reiches. Schloß Clemenswerth, die Schöpfung einer Fürstenlaune des achtzehnten Jahrhunderts, liegt auf dem Hümling, in einem letzten Ausläufer deutschen Waldes gegen die Heiden und Moore des Grenzlandes an der Ems. Schücking schildert das Schloß im mächtigen Waldpark, welches die Stätte seiner Jugend gewesen, als „ein Corps de logis von acht gleich großen Seiten, denen vier kleine Flügel wie die Balken eines Kreuzes angefügt waren. Und als ob es an dieser einen bizarren Idee nicht genug gewesen wäre, so wurde durch den Bau noch eine andre verwirklicht. Um das eigentliche Schloßgebäude nämlich wurden acht Pavillons gestellt: so sollte das Ganze noch ein Regelspiel darstellen, mit dem Schloß als König in der Mitte! Ich muß gestehen, ich habe diese letztere sinnreiche architektonische Idee nie herausfinden können, die Pavillons standen nämlich ganz einfach rund im Kreise umher. Ein geräumiger Platz schied sie vom Schlosse; zwischen je zwei und zwei von ihnen begann eine breite Lindenallee, welche durch den Park führte. Jeder der Pavillons führte seinen besondern Namen, der an eines von den Hochstiftern erinnerte, deren Infuln und Fürstenkronen sich auf dem Haupte des mächtigen Herzogs aus Ober- und Niederbaiern (Clemens August) vereinigt fanden. Der erste hieß Münster, der zweite Osnabrück, der dritte Hildesheim, der vierte Paderborn, der fünfte Köln, der sechste Mergentheim, wegen des Hoch- und Deutschmeistertums, der siebente Corvey, der achte bildete die Schloßkapelle mit einem Kapuzinerkloster dahinter.“ Einflußreicher noch als diese wunderbare Umgebung mit ihrem beneidenswerten Sommer- und ihrem fast unheimlichen Winterleben waren die

originellen westfälischen Menschengestalten, zwischen denen sich Schückings Jugendleben bewegte. Vor allem die Eltern, der Vater eine leidenschaftlich bewegte Natur, voll Geist, Wit und vielseitiger Bildung, der leider bis ans Ende nicht lernte, sich als praktischer Mann in die reale Welt und ihre Notwendigkeiten zu schicken, die Mutter innerlich reich, wahrhaft poetisch begabt, eine Freundin der großen Dichterin Annette Droste-Hülshoff, dann der Hauslehrer Claasen, ein milder Geistlicher, „im Stillen ein Stück vom savoyardischen Vikar,“ die Edelleute, die auf ihren weltfernen Höfen im Emsthal saßen, der Großvater in Münster, zu dem der Knabe von Zeit zu Zeit geschickt wurde, alles waren absonderliche, die Phantasie und Sinnesrichtung Schückings aus dem Alltäglichen heraustreibende Naturen.

Die Studienzeit Schückings in München, Bonn und Göttingen war im Vergleich zu den Eindrücken der Knabenjahre und seiner Gymnasiafentage in Münster und Osnabrück beinahe arm zu nennen. Dem Rechtsstudium ohne innern Zug obliegend, hörte er nur die notwendigsten Kollegien, trieb aber nebenbei „mit größerm Eifer geschichtliche und kulturgeschichtliche Studien der Literatur des Mittelalters, der Provençalen, der südlichen Nationen und folgte dem lebhaft erwachenden Triebe eignen Schaffens.“ Eine Familienkatastrophe, die durch die Enthebung des Vaters von seinem Amte und die Auswanderung desselben nach Amerika eintrat, führte dazu, daß der junge Jurist und Dichter in dem Augenblicke, wo er die Staatsprüfungen ablegen mußte, ohne alle Mittel, die langen, unbefoldeten Vorbereitungsjahre zum Staatsdienste zu überstehen, hilflos und ganz auf sich selbst angewiesen dastand. Da schien es Schücking denn richtig, ohne langes Besinnen sich zu den Hilfsquellen zu wenden, welche sich ihm in seinen Möttern öffneten, die erworbnne Kenntnis der neuern Sprachen und die Feder mußten ihn über die nächsten Jahre hinweghelfen, es kamen die schweren Zeiten, die keinem jüngern Schriftsteller, wenigstens keinem, der die Literatur und sich selbst achtet, völlig erspart bleiben, es dauerte lange, bis er eine „kleine, zerbrechliche Selbständigkeit gewann.“

Die Freundschaft Annettes von Droste, welche von seiner Mutter auf ihn selbst übergegangen war, vermittelte dem strebenden Jüngling die Aufnahme bei ihrem Schwager, dem berühmten Germanisten Freiherrn Josef von Laßberg auf Schloß Mersburg am Bodensee. Schücking hatte hier die reiche Bibliothek und den unschätzbaren Handschriftenbesitz des Freiherrn, des Meister Sepp von Eppishusen, zu katalogisiren. Dabei gab es „eine Welt von neuen Eindrücken zu verarbeiten — eine ganz fremde und eigenartige Welt; Naturzenerien großartigster Schönheit, beim volltönenden Klange großer Namen erstehende Gestalten der Vergangenheit; bei jedem Anlaß sich ergebende bedeutungsvolle Beziehungen zu verehrten Männern der Gegenwart. Da war das schwäbische Meer, in dessen Flut sich die Türme des alten Konstanz spiegelten, wie das Gelände des blühenden Thurgaus, wie die Alpenkette der „sieben Kurfürsten“

und des Säntis; da unten links stiegen die blauenden Höhen des Vorarlberges und Rhätiens auf, rosig im Abendrot verdammernd, verlockend an die Zauber Italiens mahnend; da unten rechts glänzte die Mainau und barg sich dem Auge die Reichenau mit der Grabstätte eines deutschen Kaisers; Sankt Gallen, Hohenems, Lindau, Arbon, das Haus der gewaltigen Montfort, die Burgen der Werdenfels, die zahlreichen Sitze berühmter Minnesänger, das alles lag in dem kulturhistorischen Rayon der alten Merzburg, stand voran in den Interessen ihres Besitzers.“

Gern würde Schücking hier träumend und dichtend länger verweilt haben, wenn er nicht Ostern 1842 eine Berufung als Erzieher zweier jungen Prinzen Brede erhalten hätte, die ihn auf die Güter des genannten fürstlichen Hauses in Baiern und im Salzkammergut (am Mondsee) führte. Bei der Annahme dieser Stellung hatte sich die Aussicht eröffnet, daß der fahrende Dichter eine dauernde Versorgung finden würde, aber schon nach Ablauf eines Jahres stellte sich heraus, daß Schücking (aus Gründen, die nur angedeutet sind) nicht länger im Brede'schen Hause verweilen konnte, ohne mit sich selbst in Zwiespalt zu geraten. Er hatte während dieses Jahres die wichtige Verbindung mit der unter Kolbs Leitung (damals in Augsburg) erscheinenden „Allgemeinen Zeitung“ angeknüpft, Kolb lud den talentvollen und ernststrebenden jungen Schriftsteller ein, sich an der Redaktion der Zeitung, namentlich ihrer wissenschaftlich-literarischen Beilage, zu beteiligen. Levin Schücking durfte dies Anerbieten umso mehr als ein Glück erachten, als er im Begriffe stand, um die Hand einer liebenswürdigen jungen Dame, Fräulein Luise von Gall zu werben. Und „es war eine schwere Aufgabe, von der Literatur leben, um die Zeit von 1840. Bücher hat man ja nie gekauft in Deutschland — es gehörten damals gar Jahre dazu, bis von Zimmermanns Münchhausen vierhundert Exemplare abgesetzt waren —, aber damals kaufte man auch keine Journale und keine Zeitungen; Heine rühmt in seinen Briefen aus Berlin (1822) dem Gubijschen »Gesellschafter« nach, er habe es als das beste und gehaltreichste Blatt Deutschlands zu einem Absatze von fünfzehnhundert Exemplaren gebracht; 1840 war das Cottasche Morgenblatt jedenfalls das vornehmste und bestredigirte; aber selbst unter der Leitung Hermann Hauffs, des geistreichen und gelehrten Bruders von Wilhelm Hauff, hat es dies Journal ich glaube nur zu zweitausend Abonnenten gebracht! Die Honorare waren demgemäß äußerst schwach. Unter diesen Umständen durfte man nicht bettelstolz und arbeitscheu, nicht wählig und eigensinnig sein und sich darauf versteifen, bloß seinem »innern Genius« gehorchen und nur das schreiben und schaffen zu wollen, wozu man Drang und Stachel in sich fühlte.“ Die mehrjährige Mitwirkung bei der Redaktion der „Allgemeinen Zeitung“ und die langjährige bei der der „Kölnischen Zeitung“ (Schücking siedelte 1845 mit seiner jungen Gattin auf Anregung Josef DuMonts, des Eigentümers der „Kölnischen Zeitung,“ nach der Rheinmetropole über), gab dem Schriftsteller

bis zu einem gewissen Punkte die Freiheit, seinen innern Eingebungen zu folgen.

Bei dieser Wendung der „Lebenserinnerungen“ läßt sich freilich eine Bemerkung nicht unterdrücken. Es ist richtig, daß sich alle Heroen unsrer großen Literaturepoche, Lessing und Schiller allen voran, dem Dienste der Notwendigkeit bequemt und vieles geschrieben haben, bei dem sie zunächst nur den Erwerb im Auge hatten. Aber den modernen Schriftstellern steht die Berufung darauf aus doppeltem Grunde übel an. Einmal weil jene Männer vergangner Zeit die Kraft besaßen, bei dieser Unterordnung unter die Not des Lebens die Grenze des Bedürfnisses, und eines sehr bescheidenen Bedürfnisses, nicht zu überschreiten, dann und hauptsächlich weil sie es verstanden, ihr unabhängiges und eigenstes Schaffen völlig frei von den Einwirkungen der Brotschreiberei zu erhalten, viel freier als die Modernen, welche in verhängnisvoller Weise zwischen den klaren Anforderungen der Kunst und den mannichfaltig unklaren des Buchhandels, der Presse und des Publikums stehen und stecken bleiben. Levin Schücking ist trotz des Glückes, welches seine äußere literarische Entwicklung begleitet hat, in diesem Hauptpunkte nicht besser gefahren; ein talentvoller, mit hellem Blick für das Leben begabter, von eigentümlichen Lebensindrücken begünstigter Schriftsteller, wie er war, hat er es doch zu keinem bleibenden Werke wie Immermann mit den „Epigonen“ und „Münchhausen“ oder Wilibald Alexis mit den „Hosen des Herrn von Bredow“ und „Siegfried“ gebracht, obschon seine Romane „Der Bauernfürst“, „Luther in Rom“ und „Die Heiligen und die Ritter“ den Ansat und Anlauf dazu aufweisen. Immerhin war nichts in seinem literarischen Leben und Streben, dessen eine vornehme Natur (und das blieb er unter allen Umständen) sich zu schämen gehabt hätte. Die „Lebenserinnerungen“ zeichnen sich daher auch in ihren spätern Kapiteln durch einen reinen Blick für die Zustände und Verhältnisse, durch ungetrübte Freude am Guten des Lebens, durch fortgesetzten Anteil eines ernsten und tüchtigen Geistes an idealen Interessen aus. In den Kapiteln, welche der Charakteristik hervorragender Menschen gelten, mit denen Schücking in näherem Verkehr gestanden hat, verdienen die beiden über „Karl Gutzkow“ (mit Briefen Gutzkows an Schücking) und über „Christian von Stramberg“, den „Rheinischen Antiquarius“, besondere Hervorhebung. Schücking hat der problematischen Erscheinung Gutzkow Zeit seines Lebens pietätvolle Teilnahme bewahrt und tritt für ihn ein, soweit dies nur immer möglich ist. Aber auch er muß zu dem Urtheil gelangen, das sich aus allen Kämpfen und Kontroversen mehr und mehr feststellen wird: „Gutzkow wurde nicht von der Menge getragen, und während ihn dies ohne Rückhalt und Reserve ließ, zog er selbst in seine kritischen Fehden hinaus, ohne das *aes triplex circa pectus*, ohne die Rüstung, die jeder Kämpfer haben muß. Er hatte die verletzliche Epidermis eines jungen Mädchens. Jeder Nadelstich schmerzte ihn. Und dann kam noch etwas hinzu, um ihn zu dem innerlich unglücklichsten Menschen von

allen zu machen, mit denen ich je näher bekannt geworden bin. Er war glücksunfähig. Es lag nicht in seinem Charakter, zufrieden zu sein. Hätte das Leben ihn auf eine Höhe gestellt wie Papst Leo X., er würde sich geärgert haben über die Anmaßung seiner Kardinäle, über die Grobheit Michelangelos und über den Lebenswandel Rafaels. Er ging völlig auf in den literarischen Interessen, in der Literatur, dahinter trat nach und nach auch seine politische Teilnahme völlig zurück. In der Weise, wie er sich mit dieser Misere herumschlug, lag ein Zug von Kleinlichkeit, während sein Hauptjammer doch der war, daß durch unsre Literatur nicht mehr ein großer Zug gehe." Im Gegensatz zu diesem allzumodernen Schriftsteller (der einer gewissen Generation der Allmodernsten gegenüber freilich schon antiquirt erscheint) tritt uns aus Schückings Charakteristik ein so wunderliches Original wie der „Rheinische Antiquarius“ entgegen. Der Verfasser der „Lebenserinnerungen“ spricht sich mit gutem Recht das Verdienst zu, auf das ebengenannte wertvolle Memoiren- und Sammelwerk die öffentliche Aufmerksamkeit zuerst und mit Erfolg gelenkt zu haben. Bei der Charakteristik des alten Herrn „in seinen gelben Ranking-Sommerbeinkleidern, mit den Schuhen und weißen Strümpfen nicht viel eleganter als etwa ein pensionirter Magister aussehend — aber redend, sich ausdrückend so gewählt wie ein Marquis vom Hofe Ludwigs XIV.“ entschlüpft dem sonst milden Schücking eine bittere Anklage, indem er äußert: „Er ist eines der zahlreichen Beispiele von der empörenden Gleichgiltigkeit und Vernachlässigung, welche das offizielle Deutschland für das literarische Verdienst und die fruchtreichste Geistesarbeit hat, wenn diese nicht in der akademischen Bahn wirkt, wenn ein bevorzugter Geist sich nicht in der langen Queue nachschiebt, die in den geschlossenen Schranken der Kunst sich zu den Ehren, Vorteilen und Auszeichnungen drängt.“ Wer möchte leugnen, daß etwas, daß viel von diesem Tadel noch heute volle Berechtigung hat!

Die Schlußkapitel der unvollendet gebliebenen Schückingschen Selbstbiographie geben unter andern interessante Skizzen aus dem Paris Ludwig Philipps und dem Rom der ersten Jahre Pius des Neunten. Der Verfasser ging 1847 nach der ewigen Stadt, um seiner „Kölnischen Zeitung“ aus dem Mittelpunkte der Ereignisse Bericht zu erstatten. Er hatte das Glück, in Rom mit einer ganzen Reihe von bedeutenden Persönlichkeiten bekannt zu werden und ein unvergeßliches Stück Leben auf klassischem Boden zu leben. Mit Schücking zugleich waren Willibald Alexis, Friedrich Bodenstedt und Gustav zu Putlitz in Rom; indem man die letztern Namen nennt, tritt man aus der Reihe der vielen, die vor dem Verfasser der „Lebenserinnerungen“ geschieden sind, wieder in die Reihe der Lebenden herüber.

Es ist Schücking leider nicht vergönnt gewesen, sein Buch zu Ende zu führen und über die Jahrzehnte seit dem Sturme von 1848 (deren er nur hie und da vorgreifend gedacht) in der gleich fesselnden und gleich anspruchsvollen Weise zu berichten, wie über die Zeit bis zur achtundvierziger Revolution.

Für diejenigen, welche aus dem vorliegenden Buche heraus persönlichen Anteil an dem Schriftsteller gewinnen sollten, genügt es zu wissen, daß die zweite Hälfte seines Lebens thätig und im ganzen glücklich verfloßen ist, bis ihn im Hochsommer 1883 der Tod weiterem Wirken entrafte. *



Die Färbung der Marmorskulpturen.

Von Adolf Rosenberg.



Als wir kürzlich an dieser Stelle bei einer Betrachtung des gegenwärtigen Zustandes der deutschen Kunst zu dem unerfreulichen Ergebnis gelangten, daß sich bei dem schnellen Wechsel der Mode noch immer kein eigentümlicher Stil ausbilden will, bemerkten wir zum Schluß, daß nur „der lebendige und unbefangne Naturalismus unsrer Plastik, die wir augenblicklich am höchsten unter den bildenden Künsten stellen,“ uns mit einer gewissen Hoffnung auf die Zukunft erfülle. Es ist aber der Fluch unsrer greisenhaften, von Pessimismus und Hyperkritik durch und durch zerrütteten, zugleich bau- und zerstörungswütigen Zeit, daß auf das zarteste Hoffnungsgrün alsbald ein giftiger Mehlthau geworfen wird. Wenn man nicht wüßte, daß unser Volk schon stärkere Schicksalsschläge überwunden hat, ohne in seiner unverwüßlichen Lebenskraft tödlich getroffen zu werden, möchte man an seiner Zukunft verzweifeln angesichts dieser unheimlichen, auf allen Gebieten mit gleicher Zähigkeit auftretenden Maulwurfsarbeit. Auch auf dem Gebiete der Kunst, mit welchem wir uns hier nur beschäftigen wollen.

Ein Dresdner Archäologe, welcher seine Wissenschaft von dem Vorwurfe befreien will, daß sie nur trockne Pflanzen in ihr großes Herbarium sammle und für das praktische Leben, also für die ausübenden Künstler im besondern und die Fortentwicklung der modernen Kunst im allgemeinen, nichts thue, hat die Künstler, zunächst diejenigen seiner engern Umgebung, zur Lösung eines Problems aufgefordert, das auf rein wissenschaftlichem Wege herausdestillirt worden ist. In einer auf Grund eines Vortrages herausgegebenen Broschüre unter dem Titel „Sollen wir unsre Statuen bemalen?“ hat er alles zusammengetragen, was von alten Schriftstellern über die Polychromie der antiken Skulptur beiläufig erwähnt worden ist, und hat überdies alles sorgsam verwertet, was uns die Ausgrabungen zu dem Kapitel der Bemalung der Schöpfungen griechisch-römischer Architektur und Skulptur an thatsächlichem Material bei-